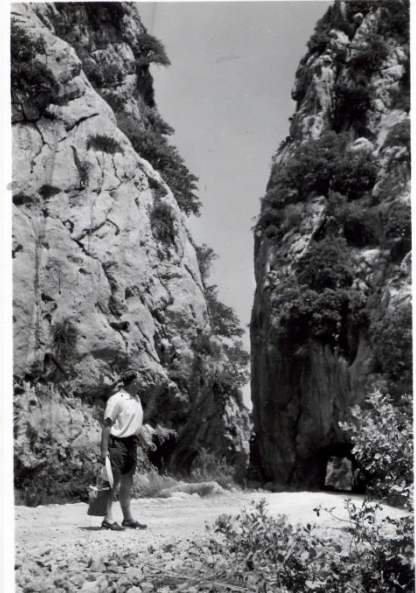


Mallorca

(Spanische Bilder von H. Reger)

(Aufgenommen in die „Kleine Anthologie“ – Die Warte – Jahrbuch 1958)



Schnappschüsse von der Hochzeitsreise, auf Mallorca. Markante Punkte fuhren wir mit einem Roller an. Auch wanderten wir am Torrent de Pareis entlang durch die Gorge de Pareis.

Einladung mit Malagawein aus dem Ziehbrunnen bei Herr und Frau Jenssens. Sie gab Pianostunden, er war Pförtner in unserem Hotel. Dazu gesellte sich ein Arbeitskamerad Florent Wies, mit seiner Neuvermählten, die gleichzeitig ihre Hochzeitsreise machten.

Die bunten Fahnen von Melsbroek flatterten im frischen Wind. Ein fröhliches Propellersingen sprang vom Flugfeld herauf auf die dicht belebte Terrasse und meine Gedanken eilten dem metallenen Vogel auf seinem Flug nach dem sonnigen Süden voraus, jenem Landstrich zu, der einem frischgebackenen Ehepaar für einige Wochen zum Erlebnis werden sollte.

Bilder gaukelten uns schon Wochen vorher in malerischen Skizzen im Geiste, doch jene die uns erstanden, sollten an der Wirklichkeit verblassen.

Nachdem der blaue Vogel, das Alltagsgeräusch fliehend, sich hinauf unter die hellblaue Schädeldecke des Himmelsgewölbes geschwungen hatte, schrumpfte das wie ein hinter schaumig geschlagenem Eiweiss verstecktes Schachbrett Frankreichs zu immer kleiner werdenden geometrischen Figuren, dass es einem unglaublich schien, dass sich dort unten auf den Ameisenpfaden schwere Lastwagen träge dahin schoben, dass auf dem kaum wie eine Handfläche grossen dunklen Punkt ein Hüttenwerk stand.

Ein erfreulicher Anblick und noch mehr, die Empfindung der Waschbrunnenpolitik, den staubigen Akten des Alltags und anderen Übeln mehr, entronnen zu sein und ... genug, schliesslich sind es doch spanische Bilder, die hier folgen sollen.

Mallorca: Ein die Arme zum Empfang weit öffnendes Land, Sonnen durchdrungen, schwelgend in friedlichem Hauch aromatischer Lüfte, umspült vom gigantischen Wellenzauber des Mitteländischen Meeres.

Orangefarbig hängt die Abendsonne über der „Serralada de Tramuntana“, taucht ihre verglühenden Strahlen ein letztes Mal in die tiefblaue Bucht von Palma und im eleganten Stadtviertel „Terreno“ werden die gelben Schatten allmählich länger.

Wie ein Traumschloss aus Tausendundeiner Nacht



hebt sich das Kastell Bellver gegen den schillernden Abendhimmel. Ein lauer Wind wiegt sich in der mit lichtem Nadelholz bewaldeten Anhöhe und raunt ein schweres Lied aus vergangener Zeit. Mallorca: „La isla de la calma“ schreibt Santiago Rusinol, und fürwahr, hier scheint die Geburtsstätte der Ruhe zu sein.

Und doch spricht das Leben in der Stadt im Gegensatz: ein Ameisenhaufen voll Feuer.

Wenn man Spanien sagt, denkt man Sonnenglut, feuriges Gemüt, man denkt Fiesta, Corrida, Bolero, Malagawein und doch schiebt sich wie ein erquickender Schatten zwischen diese Gewalten das unabänderliche gleiche Tempo, die Gelassenheit, die Entspannung, die Ruhe.

Betrachtest Du den Spanier, wie er mit tiefer Andacht vor dem Altar, der Messe beiwohnt, dann glaubst Du Dich an ihm geirrt zu haben, doch solltest Du denselben am Nachmittag in der Arena beim Stierkampf erblicken, so täte sich seine grosse Welt Dir auf. Er schreit: „olé“, er pfeift, fuchelt mit den Armen, kämpft mit dem Matador und ärgert sich, weil das Wetter drückend schwül und damit ungünstig, für einen Stierkampf ist. Der Stier ist zu träge und der Spanier schreit „otro Toro“ und kann sich fast nicht halten, weil das Tier nicht wild genug ist.

Mallorca eine Insel, wo einem die Widersprüche ins Auge schreien, beherrscht von der drückenden Sonne und der Guardia civil.

Der Fischer sitzt gelassen, in dunkler Kleidung, in der prallen Nachmittagssonne, die auf seinem vom Meerwasser rostbraun gefärbten Strohhut brennt und knüpft einen Knoten nach dem andern, an seinen Netzen; der abgemagerte Rappe dreht Schritt für Schritt die Winde am Hebebrunnen; der in graue Uniform gekleidete Kutscher sitzt tief zurückgelehnt auf seiner mit Rot und Blau gestrichenen Kutsche und denkt wie alle Spanier, die ihre Arbeit nicht aufs Heute beschränken, „maniana ist noch ein Tag“.

Am Hafeneingang, im Schatten der Palmenallee denkt er „maniana“ kommt wieder ein Schiff; der Taxi-Chauffeur am Flughafen denkt, „maniana“ kommen wieder Gäste.

Von wo sie sind und wer sie sind interessiert ihn wenig, wenn er nur wieder mit einer schweren Fracht auf seinem aus dem vorigen Jahrhundert stammenden Wagen, den er wie ein Kleinod bedient, wie ein richtiger Herr fahren kann. Vielleicht auch mal wieder über die Eselsbrücke oder am Marktplatz vorbei, wo sein Bruder Blumen feilbietet, nicht um des kleinen Umweges wegen, wofür er nicht mehr bezahlt haben will, nein, vielleicht nur um dem unkundigen Passagier zu zeigen, dass er es ist, der ihn zum Hotel bringt. Er fährt wie ein Prinz, lässt den linken Arm zum Fenster hinaus-hängen, nicht weil er sich rühmen will, mit einer Hand fahren zu können, nein, nur um zu zeigen, dass er an der nächsten Strassenecke nach links fährt, oder die Hand zum Dach erhebend das Zeichen zum Rechtseinbiegen gibt. Dies geschieht alles in frommer Gelassenheit, ohne Hast und obschon seine glänzenden dunklen Äuglein ständig auf der Suche sind nach einem Ausweg aus dem Verkehrslabyrinth, bleibt sein Gesicht immer wie das einer Büste nach vorne gerichtet. Was links oder rechts vorbeifährt, scheint er mit unsichtbaren Fühlern wahrzunehmen.

Wenn Du beim Aussteigen eine Peseta über die belaufende Rechnung, die unwahrscheinlich klein ist, herausgibst, verneigt er sich würdevoll, wünscht Dir ein „buenos dies“ oder „buenas tardes“, je nach der Tageszeit und trägt zu Deinem Erstaunen die Koffer bis in Dein Hotelzimmer. Du kannst nicht anders und gibst wieder einige Peseta und er verlässt Dich dankbar lächelnd mit einer stolzen Verneigung, so dass Du Dich verpflichtet fühlst, denselben bei Bedarf wieder zu rufen.

Dann wirst Du zu Deinem Erstaunen feststellen, dass sie alle so sind.

Langsam, wie Schnecken, bewegen sich die Leute, in tiefschwarze Kleider gehüllt, durch die Gassen, dass einem bei dem Anblick der Schweiss auf die Stirne tritt, und sie scheinen alle arbeitslos zu sein. Schaut man aber etwas genauer hin, dann wird man alles entdecken. Ein jeder hat seine kleine Beschäftigung.

Der junge Kerl, der mit beiden Händen in den verlotterten Hosentaschen, durch die Gasse zu stolchen scheint, redet Dich mit vorsichtig umherschweifendem Blick an, fördert einige ausländische Rauchwaren zutage und bietet sie Dir zu einem Spottpreis an. Schmuggelware natürlich, aber ein Geschäftszweig.

Da steht ein Blinder, wie eben so viele auf der Insel, an der Strassenecke und schreit mit leerem Blick irgendwelche unverständlich zusammengeschweisste Worte in die vorübergleitende Menschenmenge. Er bietet Lose von einem Glücksspiel an; dort trippelt ein altes Männlein, die drückende Sonne meidend, die ihn während sechzig und mehr Jahren zusammengeschrumpft hat, unter den Schatten spendenden Sonnendächern der Bodegas und möchte dem Fremden die Schuhe putzen; hier ein kleines Kind mit einem Korb voll Süßigkeiten, dort ein Maler, der mit aussergewöhnlicher

Schnelligkeit die Wahrzeichen der Stadt mit geschickter Hand auf das Zeichenblatt zaubert und überall durch diesen Tumult von Geschäftigkeit, windet sich die Schlange der tausend und abertausend Touristen, sich erbauend an diesem kindlich scheinenden Treiben.

Dort steht schon seit 10 Uhr der hellbraune Esel mit dem ihn an Umfang übertreffenden Heuschaber auf den Rücken geschnallt an der breiten Treppe, die von der grossen Geschäftsstrasse hinab in die Nebengassen führt, wackelt ab und zu mit den langen Ohren und freut sich sicherlich von Tausenden bewundert, begafft und zum Postkartenbild der Stadt geworden zu sein.

Ein alter Strohhut, in den der stolze Inhaber des Esels zwei Löcher für die Ohren geschnitten hat, ist dem braven Tier über den Kopf gestülpt, damit ihm die pralle Sonne nicht sein Eselsgehirn ausdörre.

Jedermann sucht den wohltuenden Schatten auf, der ungefähr dem Werte unseres Sonnenscheins nachkommt. Seltene Ware, die der treue Hund auf seines Meisters Fährte durch die Stadt, unter dem Eselskarren aufsucht und eben so langsam, oder so angetrieben wie das Gespann, sein Tempo dem über ihm dahin gleitenden Schatten anpasst.

Wenn Dein Blick irgendwo durch die geschwungenen Bögen der Hauseingänge irrt, steigt jedes Mal der fromme Wunsch auf, Eigentümer dieses Hauses zu sein. Selten wird jedoch hierzulande der einfache Mann sich solch ein „Patio“ oder Innenhof leisten können. Man fühlt sich in der Tat vor einem herrschaftlichen Haus.

Der unausbleibliche Brunnen in der Mitte des Hofes, überwuchert mit zartem Grün, ein niedliches Gefäss, bereit den erfrischenden Trunk aus der Tiefe zu holen, pendelt hin und her; dickbauchige Vasen, aus denen armstarke Agavenblätter hervor schiessen; irgendwo in einem sonnenüberschwemmten Winkel heben und senken sich die gefiederten Arme einer wuchtigen Palme. Die breite Treppe zum Wohngeschoss hinauf läuft ein in künstlerischen Formen geschwungenes Schmiedeeisengeländer.

Wenn am späten Abend die Sonne hinter der Gebirgskette ins Meer getaucht ist und in den engen Gassen Gitarrenspiel aus den matt erhellten Wirtshäusern erklingt, dann flammen plötzlich tausend Lichter auf und das herrliche Spiel schnürt Dir die Kehle, der ein Freudeschrei entschlüpfen möchte und Du summst mit den reinen Saiten des Instrumentes:

Ein Lichtermeer,
Wie bunte Perlenschnur
Schwebt träumend zwischen Meer und Land.
Gitarrenspiel
Erklingt im lauen Wind
Und küsst die fromme Nacht.
Und wie ein Traum
Voll Wahrheit Wärme trinkt,
Jubelt dein Herz und lauschet glückerfüllt.

Eine breite Strasse geleitet Dich hinein ins Land. Vielleicht zu den Grotten von Genova, die mutmasslich vulkanischer Herkunft sind. Hier umhüllt Dich plötzlich ein Farbenspiel ungekannter Pracht. Wie Igelstacheln hängen die spitzen Tropfsteine abwechselnd in einem rötlichen oder grünlichen Lampenschimmer. Einzelne Tropfen fallen mit kristallinem Klang hernieder und heben sich wieder von unten empor in den märchenhaftesten Gebilden.

Der Führer zeigt Dir allerlei Bilder und kraft einiger Fantasie erkennst Du das „Märchenland Schneewittchens“, „Dantes Unterwelt“, das „Vipernnest“, den „Venustempel“ und ganz im Hintergrund glaubst Du das „Heiligenbild der Madonna mit dem Kind“ zu erkennen.

Wie ein melancholischer Harfenton erklingt ein sanfter Fingerschlag gegen die „Theaterdekoration“ und die „Tempelsäule“ läutet feierlich wie ein Gong.

Die Grotten von Genova sind die kleinsten der Insel, aber auch bei weitem die schönsten.

Wenn Dich der Grottenzauber aber weiterhin verlockt, so begib Dich in die Drachengrotte bei Porto Cristo. Ein ungefähr 200 Meter langer unterirdischer See nimmt Dich nach kurzem Weg auf, und lautlos gleitet die Barke über die grüne spiegelglatte Fläche, unter den herrlich beleuchteten Mammutstalaktiten hindurch, an denen man deutlich Bruchstellen erkennt, herrührend von einem frühgeschichtlichen Erdbeben. Die Stalagmiten haben sich im Lauf von Jahrtausenden so empor gearbeitet, dass nur noch einige Meter ihre Spitze von schon meterlangen wie mächtige Eiszapfen herunterhängenden Stalaktiten trennen.

Wenn das Glück Dir hold ist, dann wird sich Dir ein Erlebnis ins Gedächtnis einschreiben, das Du niemals vergessen wirst. Auf dem smaragdnen See gibt zur Touristenzeit, einige Male in der Woche, ein Symphonieorchester ein neoklassisches Konzert, das noch lange wegen der Klangreinheit und seiner feierlichen Verschmelzung mit dem kristallinen Echo in Deinen Ohren singen wird.

Eine kleine Anekdote will ich hier einschieben, damit man sich ungefähr ein Bild über die Touristen machen kann.

Jeden Tag landen nahezu 125 Verkehrsflugzeuge auf der Insel, die neben dem Personenverkehrsflughafen nur noch einen militärischen Flughafen besitzt.

Eines Tages, wir hatten uns die Strasse nach „Camp de Mar“, einem Badestrand, dem Ruf nach der romantischste, auf der vermaledeiten, ich umschreibe, damit man mich nicht missverstehe, also auf der äußerst heimtückischen Karte von Mallorca (Massstab 1:200 000), herausgesucht, und wir fuhren durch einen kleinen Strandort, wo wir vergeblich Ausschau nach einem Wegweiser hielten. Um der Möglichkeit auszuweichen, auf falscher Strasse zu irren, hielten wir auf's Geratewohl bei einem älteren Touristenpaar an, augenscheinlich, der Kleidung und der rötlichen Gesichtsfarbe nach Amerikaner und es entspann sich folgendes Gespräch.

„Camp de Mar this direction?“ dabei zeigte ich die von Rosskastanienbäumen beschattete Allee hinunter!

„Yes, only a few miles from here, a very, very..“ der angebliche Amerikaner suchte nach einem Wort, das ihm nicht gleich einfiel. Ohne sich um den begonnenen Satz zu kümmern, fragte er mich in ziemlichem einwandfreiem Tone:

„Est - ce que vous parlez le français?“

Ah, denke ich, da hast du dich also kräftig geirrt und einigermaßen stolz, dass ich auch so mit ihm reden konnte, erwiderte ich: « Oui Monsieur, je voudrais savoir si nous sommes sur la bonne route pour Camp de Mar. »

Mit einem Lächeln an seine Frau gewandt, rief er ihr zu: „Paula, komm mal einen Augenblick herüber und sag den Leuten, wohin es auf Camp de Mar geht, sie sprechen französisch.“

Es ging nicht ohnehin, wir brachen in ein schallendes Gelächter aus, als wir festgestellt hatten, wie Brücken schlagend die fremden Sprachen sind.

„Ach so, Sie sprechen auch deutsch. Sie sind gewiss auch Deutsche“, wendete der Herr verblüfft ein.

Ich musterte meine Frau einmal prüfenden Blickes und konnte mit Beruhigung sagen:

„Nein, werter Herr, wir sind von Luxemburg.“

„Luxemburg, ... Luxemburg, “ murmelte er und in Gedanken blätterte er in seinem grossen Hausatlas. „Das liegt in Holland, nicht wahr.“

„Grosser Gott“! Nach einer kurzen Erklärung meinerseits fand er sich in seiner Geografie zurecht und platzte heraus: „Dann haben sie ja dieselbe Muttersprache wie wir.“

Das war mir nun doch ein bisschen viel, obschon ich die deutsche Sprache gerne mag, konnte mir diese Feststellung nicht recht behagen.

„Im Gegenteil“, belehrte ich ihn, „wir haben unsere eigene Sprache, und sprechen sogar viel englisch.“

Ein Gedankenblitz erleichterte mir den Beweis hierzu:

„Da Sie ja englisch verstehen, hören Sie mal einen Satz im Luxemburger Dialekt: Eng gudd frösch Appeltart „ (Ein Satz, den ich von meinem amerikanischen Professor hatte) klingt das nicht englisch?“

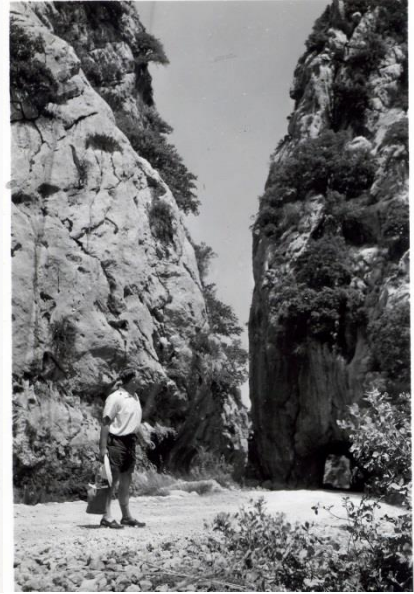
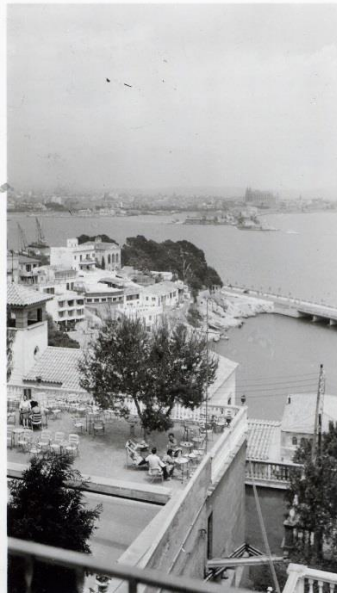
„Auffallend eine sehr interessante Sprache!“

Nach einigem Hin und Her trennten wir uns von dem Amerikaner aus Stuttgart! mit „Danke, gute Reise und auf Wiedersehen.“ Mit heimlicher Genugtuung im Herzen liess ich den Motorroller schnurren und wir gelangten auch bald nach Camp de Mar.

Banalbufar liegt an der nördlichen Küste von Mallorca. Das war unser nächstes Ziel und fürwahr ein Ziel wie bei irgendeinem Motocross. Kaum dass wir auf gewundener Strasse während einigen Kilometern an Esporlas vorbeigefahren waren, verwandelte sich die schöne Strasse plötzlich in einen weit ausgebreiteten Schotterhaufen. Einfach unbeschreiblich.

Rechts und links eine Schutzmauer, damit man nicht aus Versehen in den Olivenhain fährt und dann geht es an tausend und abermals so vielen Schlaglöchern vorbei und hindurch, hinauf auf die „Serralada de Tramuntana“. Der galoppierende Ton beim Ausspruch dieser geographischen Bezeichnung liess mich sie gleich in die Praxis einflechten und bezog mich auf das Sprichwort: „Wer selten reitet, dem blättert...“

Nun, ich wollte alles erleben, was das weise Sprichwort sagt, und trotzdem nach Banalbufar gelangen. Gelungen ist es uns und wie.



Mitte: Blick vom Hotel aus auf den Hafen. Rechts: Wanderung durch den Torent und Gorge de Par-eis





Nachdem wir einige Zeit auf der etwas besser gewordenen Kammstrasse geholpert waren, erhaschte mein Blick an einem mächtigen Felsblock die blaue Inschrift „Puerto“, mit einem Pfeil nach rechts. Da ich für alle Fälle die Kamera mitgenommen hatte, wollte ich mir den grandiosen Ausblick auf den Hafen nicht entgehen lassen.

Also zum Hafen ging es auf einem Seitenweg, anscheinend, nach spanischen Begriffen, eine Strassenkreuzung und nachdem die ersten Meter hinter uns lagen, waren wir schon darauf gefasst, was uns noch bevorstand.

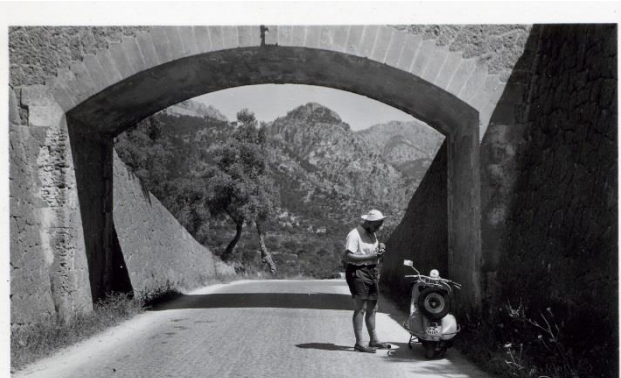
Fahrbreite ungefähr 2 Meter, davon drei Teile befahrbar, da tiefe Doppelrinne von Eselkarren vorhanden, so hatte mich der Touringclub belehrt.

Da der frische Meereswind aber schon in den Blumen spielte, vermutete ich den Hafen nicht weit entfernt, schaltete den ersten Gang ein und mit gutem Mut fuhren wir dem Schauspiel entgegen.

Ich muss gestehen, die Strasse war abwechslungsreich. Doppelrinne von Eselskarren, Wasserrinne von links und rechts, Steine und dürres Geäst überall und dazwischen fusttiefer Sand.

Wie von einem betrunkenen Fahrer gesteuert, holperte der Roller jedoch fein meinen Befehlen gehorchend den Bergweg hinunter. „Erster Gang, Bremse, Gas, da Tourenzahlverlust, Linkskurve mit Furche und Sand, Stopp, Gas und an einer scharfen aufsteigenden Kurve drehte das Triebrod wohl, aber immer tiefer in den Sand.

Absteigen war ein Gebot des Fallgesetzes. Den Motor wieder anwirft eine Notwendigkeit der Zeit und daneben hergehen und schieben eine Folge des halben Meter hohen Schuttes.



Trotzdem knatterten wir bald wieder dahin. Immer steiler ging es bergab, immer enger der Weg, immer gefährlicher die Böschung, und nachdem die Sonnenglut und die Anstrengung uns dicke Schweissbäche im Rücken ans Rieseln gebracht hatten, traf uns fast der Schlag. Nach einer "Himmelfahrt" ins Tal von einer Stunde, versperrte uns plötzlich ein eisernes Tor den Weg.

Schon lange hatten wir das verheissungsvolle Meer gesehen, aber nicht den Hafen. Als wir uns stutzig oder traurig, wie man es nehmen will, umwandten, schienen die Bergzacken verhohlen zu lächeln, die tausendjährigen Olivenbäume schienen vor Genuss die Arme in die Luft zu werfen, oder sich vor Lachen zu krümmen. Aber alles war still. Und diese friedliche Stille erquickte uns, nachdem wir den Motor abgestellt hatten, in scheinbar kondensierter Packung.

Weit und breit kein Mensch, keine Seele, kein Laut, ... doch irgendwo im Olivenhain bellte ein Hund.

Als wir das gut versteckte Gehöft erreicht hatten, lockte der freundliche Hund seinen Meister heraus. Glücklicherweise konnte ich mich mit diesem Götterboten verständigen, da er etliche Jahre in Marseille verbracht hatte.

„Le port est là-bas“, dabei deutete er hinab in einen Olivenbaumwirrarr, „mais le chemin est caputo“. Er unterstrich seine Worte mit einer flachen Handbewegung, als schien der Weg von der Erde weggeblasen.

Es blieb uns nichts anders übrig, als denselben Weg wieder hinauf.

Die Stadt Banalbufar haben wir gesehen, trotz allem, terrassenförmig in die steile Küste angelegt. Der Hafen aber blieb für uns ein stiller, einsamer, verlassener Ort, den nur ein tollkühner Motorradler (wie etwas später auch unser Kellner) mit stundenlangem Geknatter halbwegs erreichen konnte, um dann vor dem „chemin caputo“ mit einem langen Gesicht kehrt zu machen.

Der freundliche Portier in unserm Hotel tröstete uns mit den Worten:
Die schönsten Ecken Mallorcas sind nur den Leuten zugänglich, die über einen guten Schuss Humor verfügen und sie werden für ihre Anstrengung auch gründlich belohnt.

Das glaubten wir erst recht, als wir die Haarnadelkurven von Soller hinter uns hatten, die tiefen Schluchten und Steilhänge der felszerklüfteten Küstenstadt Calobra, die sandigen und öden Fichtenhaine von Puntas Salinas, mit ihren Labyrinthwegen inmitten der Salzgewinnungsanlagen, die in dichte Obstbaumbestände eingezwängten Irrwege von Cala Santany und noch anderes mehr.

Mallorca ist ein Paradies.

Wild zerklüftet, herrliche Sonnenanlagen, traumhafte Blumenkulturen, einladende Orangen- und Zitronenfelder, und an der ganzen nördlichen Küste, die schon erwähnte „Serralada de Tramuntana“, mit ihren idyllischen Sandwegen und den bezaubernden Örtchen, die wie gewaltige Herbergen während des ganzen Jahres die unzählige Touristenschar aufsaugen und sie wieder ausspeien, wenn diese glückesättigt nach Hause ziehen müssen.

In der „Casa Bonet“ einem Stickerei Waren Museum Palmas, fanden wir unter hundert andern Ovationen diese:

« Si vous ne croyez pas au Paradis, venez à Mallorca. Quand vous aurez vu l'île de beauté et de charme, vous ne voudrez peut-être plus connaître l'autre Paradis ou alors le plus tard possible.»

Dass diese Worte aus einem beglückten Mund kamen, bewiesen uns nicht nur die eigenen Eindrücke, sondern auch die Tatsache, dass viele Mitteleuropäer sich dort angesiedelt haben und schon vorher markante Personen wie, um nur zwei zu nennen, Chopin und Georges Sand etliche Wochen auf der Insel verbrachten.

Im Augenblick fällt mir ein Ausschnitt der „National Geographic Magazine“ ein, in dem Jean und Franc Shor schreiben, in ihrem Artikel über „The Balearics Are Booming“. - „No one leaves Majorca voluntarily.“

Ein Freund riet ihnen: „Make sure you have return reservations confirmed and paid for before you leave!“

„Why?“

„First because the island is packed. Airlines and boats are running extra schedules and still can handle the traffic. But maybe even more because Majorca seems to do something to people once they get them. You won't want to leave, it'll take bookings made and paid for to get you away.“

Den Touristen, die einen Ausflug nach Valdemosa machen, wo Chopin die Regentropfenprelude komponierte, als er eines Nachts vergebens auf seine Geliebte wartete und draußen ein infernales Gewitter über die Landschaft niederging, denen gibt man eine Adresse an: „Casa de la Musica Soldado Bonilla Mir.“



In der „Casa de la Musica“ trifft man auf eine charmante deutsche Chopinpianistin, ehemals Musikprofessorin in Düsseldorf, Frau Ilse Jenssen. Mit ihren drei Katzen (zwei wilde und ein Angorakater, „Peter“ genannt), ihren zwei Schildkröten und des Nachbarn Hund, ist Frau Jenssen wohl neben ihren vortrefflichen Chopininterpretationen in die Mallorkinische Touristengeschichte eingegangen.

Frau Jenssen empfing uns mit einer, in ihrem Hausbrunnen gekühlte Flasche Malagawein und erzählte uns manche Episoden aus ihrem durchaus nicht immer erfolgreichen Leben. Erfolgreich in puncto Musik wohl, aber nicht in privaten Unternehmungen.

Als Frau Jenssen uns von ihrem Können überzeugt hatte, konnte ich nicht anders und schrieb in ihr Gästebuch:

,

Es klingt als weckten Engelflügel
Der Tasten wundersamen Sang,
Als ob der Lieder freie Zügel
Erstürmen jenen steilen Hang
Wo träumet nur noch Glück und Freude.

Frau Jenssen kennt Palma und ganz Palma kennt sie. Als äußerst strenges Mitglied des Tierschutzvereines empfängt sie bei ihren Besorgungen in der Stadt hier ein freundliches, dort ein etwas hartes Gesicht, aber Frau Jenssen weiss immer, wie die Fälle zu schlichten sind. So hat sie der werten Präsidentin, einer ledigen Frau in den Achtzigerjahren, einen verlotterten Affen, mehrere Dutzend Hunde, unzählige damenlose Katzen, Papageien und Kanarienvögel gebracht, sodass das herrschaftliche Gebäude der Präsidentin des Tierschutzvereines sich bald in eine Arche Noah verwandelt hatte.

Die Verpflegung der Tiere war ein leichtes, zumal mit wenig Geld, Tonnen von Abfällen der Hotelküchen herangeschafft werden konnten, sodass die Tiere inzwischen den Tag schon vorausriechen, an dem die Waren aus dem Hotel A oder B ankommen.

Ein Bild, das ich noch festhalten möchte und das mir immer wieder in Gedanken auftaucht, das ist die Gastfreundlichkeit, ich kann nicht behaupten aller Mallorkiner, aber gewiss aller, mit denen ich in Verbindung kam.

Die schönen Tage schmolzen, wie Schneeflocken auf einem Backofen, in die Vergangenheit und es blieben nur noch einige, bis uns der azurblaue Äther wieder auf seine Fittiche nahm.



Es war auf Christihimmelfahrtstag. Die Sonne hatte ihre warmen Finger wieder einmal übers Land ausgestreckt, als wir unsere letzte Fahrt mit dem Roller hinauf aufs Land unternehmen sollten. Cala Radjada war unser Ausflugsziel.

Wundersame Küstenstriche hatten wir genossen und uns erquickt an zahlreichen kleinen Kunst-Bauschönheiten, als wir uns am Nachmittag auf dem Heimweg befanden. Da geschah es in Manacor, einem kleinen Städtchen, bekannt durch seine hervorragende Perlenindustrie, dass ein stürmischer Radler aus einer Nebengasse uns in die Quere fuhr. Zum Glück konnte ich unsern Roller abstoppen, aber es ging nicht ohne Schreck und ohne am Boden zu landen den ab.

Allsogleich war die Straße voll von mitleidigen Zuschauern. Ich betone „mitleidig“, weil ich hinter keinem Gesicht irgendeinen Ausdruck von Sensationslust wahrte.

„Pauvre Madame, pauvre Monsieur“, waren die einzigen Worte, die die Leute auf Französisch aussprechen konnten und sie taten es mit solcher Ehrlichkeit, dass es mir schien, nicht wir, sondern sie hätten sich bei unserm Sturz weh getan. Es kostete mich einige Anstrengung, um die Leute zu überzeugen, dass noch alles gut verlaufen sei.

Der Radler klopfte mir freundlich auf die Schulter, obschon der Sturz ihn am meisten in Mitleiden-schaft gezogen hatte, und sagte in gebrochenem französisch: „Excusez mille fois, - ma faute - “und als ich ihm sagte, dass meine Versicherung für sein krummes Vorderrad aufkomme, wollte er nichts davon wissen.

„C'est rien, - Garage - maniana salir avec roue toute neuve “(salir bedeutet ausfahren).

Als ich mich nach meiner Frau umschaute, ob sie sich vom ersten Schreck erholt hätte, war sie nicht zu sehen. Auf meine Nachfrage hin, zeigte man mir einen offenen Hauseingang, in dem sie verschwunden war. Einer gewissen Angst folgend, trat ich hinein und da bestürzte mich die mütterliche Fürsorge einer fremden Frau, die im Begriff war, meiner Gattin Merkurochrom auf Arm und Bein zu pinseln. Kaum, dass ich eingetreten war, reichte sie mir ein Glas Bier, musterte mich von oben bis unten und entfernte sich dann einen Augenblick, um gleich darauf mit einer Kleiderbürste wieder zu erscheinen. Ich wollte der guten Frau die Arbeit abnehmen, sie liess sich aber gar nicht überreden, sondern schrubbte und putzte an meinen Beinkleidern herum, dass mich eine Beklemmung befiel beim Gedanken, wie ich der Frau das vergelten sollte.

Wir mussten unsere Hände im Badezimmer waschen, nicht in der Küche, darauf bestand die Frau. Sie wollte uns noch einen starken Kaffee zubereiten und ging so weit, dass sie uns ein Kanapee zu Recht rückte, damit wir uns erholen könnten.

Nun, da wir dies alles nicht bedurften und wir so schnell wie möglich uns ihrer grosszügigen Nähe entziehen wollten, wusste ich, dass mein Geld keinen Eindruck des Dankes erweckt hätte.

Der Gedanke, eine Fotografie von der Frau aufzunehmen, erwies sich als glücklicher als erwartet. Der Frau stiegen Freudentränen in die Augen. Eine solche Wirkung hätte ich mir nicht geträumt, doch bald konnte ich mir vorstellen, dass eine Fotografie etwas Luxuriöses darstellte. Die Frau war ergriffen gewesen von meinem, mir als zu billig scheinendem Angebot. Da sie ein kleines Geschäft besass und ich irgendetwas erstehen wollte mit dem Gedanken, ein weiteres Entgelt zurück zu lassen, ging die Frau hinein und holte aus einer Schublade ein wunderbares Muschelhalsband hervor und hing meiner Frau das Kleinod um. Sie meinte etwas vorwurfsvoll, als ich einen Geldschein hervorzog:

„Non, non, souvenir de moi, vous humain, moi humain, nous tous frères.“

Auf dass dieser Ausspruch einer armen Mallorkinerin in die Herzen aller Menschen eingehe, dachte ich und konnte nicht anders und drückte der Frau einen herzhaften Kuss auf die Wange, was meine Gattin mir nicht verübeln konnte, denn sie fühlte sich zu demselben Ausdruck des Dankes hingezogen.

Mit einem dankvollen Händedruck entfernten wir uns und haben es nicht unterlassen, der Frau neben einer Fotografie, eine Auswahl Ansichtskarten von Luxemburg zu senden.

